Zeitschrift: Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich

Herausgeber: Antiquarische Gesellschaft in Zürich

Band: 81 (2014)

Artikel: Alltagsleben und Alltagserleben während des Ersten Weltkriegs : Frauen und Männer der Mittel- und Oberschicht im Zürcher Oberland

Autor: Witzig, Heidi

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1045719

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Schweizer Armee als Ferienlager? Karikatur von Boscovits als Antwort auf «Demokratisierungs»-Wünsche des Grütlivereins im Nebelspalter vom 23. Juni 1917.

Heidi Witzig

Alltagsleben und Alltagserleben während des Ersten Weltkriegs

Frauen und Männer der Mittel- und Oberschicht im Zürcher Oberland

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts war das Alltagsleben im Zürcher Oberland von der Textilindustrie dominiert, welche mehrheitlich Arbeitsplätze für Frauen bot, wobei das patriarchale Verhalten der Unternehmer deren Arbeitsbedingungen prägte. In Wald, dem international bedeutenden Zentrum der Textilindustrie, wohnten die Fabrikbesitzer mit ihren Familien in repräsentativen Villen und bestimmten eigenmächtig Arbeits- und Lebensbedingungen «ihrer» Arbeiterinnen und Arbeiter.[1] Neben den Fabriken existierten die üblichen Handels- und Gewerbebetriebe, die indirekt ebenfalls von der Textilindustrie abhingen. Der Ausbruch des Ersten Weltkriegs im August 1914 wirkte auf die Bevölkerung im Zürcher Oberland wie ein Schock: die Fabrikarbeit stand still, zahlreiche Männer wurden in die Armee eingezogen, Ausländerinnen und Ausländer kehrten zurück in ihre Heimatländer.

Frauen und Männer erlebten den radikalen Bruch im Alltäglichen sowie die Relativierung von Normen ganz verschieden. Sie interpretierten den Kriegsausbruch und später den Kriegsalltag je nach Geschlechts- und Schichtzugehörigkeit, je nach Zivilstand und individueller Veranlagung unterschiedlich.

Das Augenmerk liegt im Folgenden in erster Linie auf einer Anzahl Frauen verschiedenen Alters und Zivilstands aus der Oberschicht und aus dem

dörflichen Kleinbürgertum.[2] Wie prägte oder veränderte der Krieg ihren Alltag, ihre Wahrnehmung und ihre Handlungsräume?

Der Kriegsausbruch fordert dem dörflichen Kleinbürgertum neue Rollen ab

Rose und Alfred Y. aus Dürnten im Zürcher Oberland waren beim Kriegsausbruch 39 und 41 Jahre alt. Alfred Y. war Gemeindeschreiber; die Gemeindekanzlei befand sich im Erdgeschoss des Wohnhauses. Die Familie lebte seit zwei Generationen in Dürnten. Sie nahm aktiv am Vereinsleben teil, und die älteste Tochter Elsa, die eben die Sekundarschule beendet hatte, gab Sonntagsschule. Am 3. August 1914 wurde Alfred Y. in den Landsturm nach Chur einberufen. Sofort entschloss sich Rose Y., ihren Mann in der Gemeindekanzlei zu ersetzen. Ausschlaggebend waren finanzielle Gründe; sie hätten einen Stellvertreter selbst bezahlen müssen. Mit der Unterstützung von Elsa und des Gemeindepräsidenten führte sie die Kanzlei, die für die Vermittlung behördlicher Massnahmen wegen der Mobilmachung zusätzliche Funktionen zu übernehmen hatte.

Rose Y. verblieb zwar in der gewohnten Umgebung, sie erlebte aber die neue Arbeit, die erstmalige Trennung von ihrem Mann und die radikale Veränderung des dörflichen Lebens als Schock. In ihrem Briefwechsel – täglich gingen ein bis zwei Briefe hin und her – schrieb sie, sie fühle sich wie in einem schweren Traum befangen, bedrückt. Sie könne nicht mehr schlafen, ihre Hände zitterten, sie könne kaum schreiben, habe müde Augen. Die Zeit scheine endlos, sie müsse ihm immer schreiben, dann sei es, wie wenn er hier wäre. Sie fragte, wie es ihm gehe, ob er auch Heimweh habe. Im Schreiben schuf Rose Y. Gegenwart, sie trat mit ihrem Mann in einen Dialog. Der so von ihr eröffnete kommunikative Raum erzeugte emotionale Nähe. Das Schreiben diente ihr sowohl als psychische Entlastung als auch zum Austausch von Erfahrungen. Sie empfand sich als emotional und körperlich erschütterte Frau, die unter der Trennung litt, jedoch die Kraft aufbrachte, sich neu zu verorten. Mutig sollten Schweizer Frauen sein, daran halte sie sich.[3]

Alfred Y. hielt sich in Chur ohne seine Familie in einem militärischen Umfeld auf. Er schrieb, seine Stellung als Fourier gebe viel zu tun, sie gefalle ihm, er vergesse fast den Ernst der Sache. Er sei gut untergebracht und habe gute Bekannte unter den Kameraden, auch Zürcher Oberländer. Sie sollten sich nicht um ihn sorgen, durch das Schreiben seien sie beieinander, so liessen sich schwere Zeiten besser ertragen. Der Ton seiner Briefe war nicht so dringlich wie derjenige seiner Frau. Er erzählte aus seinem militärischen Alltag und schien sich dabei wohl zu fühlen. Wichtig war ihm seine Verortung als Armeeangehöriger und Verteidiger der neutralen Schweiz. Er hoffe, die Neutralität des lieben Vaterlands werde respektiert und die Schweiz bleibe von der «Kriegsfurie» verschont. Die Soldaten seien im Bündnerland hoch angesehen, «Militär und Civil» fühlten sich als richtige Miteidgenossen. Heiliger Ernst und Ruhe walte in der Bevölkerung, wie er es noch nie erlebt habe.[4]

Im Lauf der ersten Kriegswochen gewann Rose Y. an Routine und Selbstbewusstsein in ihrer neuen Rolle. «So, so, Herr Pfarrer lobt meine Geschäftsführung, das ist nur weil er selber nichts davon versteht. Und dann muss er dich doch ein wenig beruhigen und aufmuntern, wie er mich auch tröstet, du kommest bald heim.» Der Pfarrer hatte als traditionelle Autoritätsfigur im Dorf eine professionelle Trostfunktion; sein Lob für ihre Professionalität hingegen wies sie halb ironisch zurück. Als sie die Abläufe im Büro vereinfachte, meldete sie dies ihrem Mann ebenfalls nicht ohne ironischen Unterton: «Die Herren [Gemeinderäte] sind so klug und könnten die Sachen so viel besser machen als andre, dass ich denke, sie sollten von selber auf solches kommen.» Sie sehnte sich immer noch nach seiner Gegenwart: Wann er endlich heimkommen könne, wann er Urlaub kriege. Wann endlich der versprochene Schüblig eintreffe, die Kinder seien jedes Mal enttäuscht. Rose Y. schickte Äpfel und Birnen aus dem Garten und erwartete Gegengeschenke. «Ja, ja, ihr Männer, wenn wir Frauen so sparen sollen, spart nur auch brav, was das Essen anbetrifft, habt ihrs sowieso besser.»[5]

Alfred Y. gefiel es im Militär, und er verbrauchte den gesamten Sold für seine Auslagen. Er meldete, er lebe gesund, rauche höchstens zu viel, arbeite bis in die Nacht und gehe regelmässig um 22 Uhr zu Bett. Am 14. August schickte er das versprochene «Gwurstige», das er in der Militärküche abzweigen konnte. Die Solidität der Mannschaft und nament-

Nicht ganz ernst gemeinte Vorschläge zur Verbesserung der Lebensmittelversorgung. Zeichnungen von Czerpien im Nebelspalter vom 14. April 1917.

lich der Offiziere lasse zu wünschen übrig. «Da muss ich die Deutsche Armee rühmen, in der der Alkohol verboten ist.»[6]

Rose Y. schien sich gefasst zu haben. Ihr Mann fehlte ihr zwar, sie war aber ebenso stolz auf ihre Leistungen. Dieser Stolz schaffte auch eine gewisse Distanz. Ihr Ehemann war an einem sicheren Ort und wurde gut verpflegt. Sie hingegen hatte mit neuen Anforderungen zu kämpfen. Während der ersten Kriegswochen waren Aufrufe zur sparsamen Haushaltführung und gegen Hamsterkäufe allgegenwärtig. Entsprechend bereitete es ihr Mühe, dass ihr Mann den ganzen Sold ausgab. Sie forderte eine Balance bezüglich Belastungen und Einschränkungen. Ebenso relativierte sie die dörflichen Autoritäten, deren fachliche Leistungen sie nun besser beurteilen konnte.

Identifikation mit der Schweizer Armee und Kriegsbegeisterung

Einige Kilometer von Dürnten entfernt lebte im Fabrikort Wald das Ehepaar Lina und Hansjakob A.-B., beim Kriegsausbruch beide 34-jährig. Hansjakob A.-B. hatte 1904 nach dem Tod des Vaters mit 24 Jahren als einziger Sohn – er hatte acht Schwestern – seine fachlichen Weiterbildungen

aufgegeben und die Textilfirma übernommen. Im gleichen Jahr heiratete er Lina B., die in Bern in einer angesehenen, aber verarmten Notarsfamilie mit zehn Geschwistern aufgewachsen war. Das Paar hatte sich am Hochzeitsfest einer Pensionatsfreundin von Lina kennengelernt.[7] 1904 kam das erste Kind zur Welt, das fünfte 1917. Die Familie wohnte in der väterlichen Fabrikantenvilla mitten im Dorf. Beim Kriegsausbruch ging die Produktion in den Webereien und Spinnereien für kurze Zeit um die Hälfte zurück, die Importsperre verhinderte den Nachschub von Rohmaterial. Die Arbeiter wurden zum Militärdienst aufgeboten. Der 34-jährige Major Hansjakob A.-B. rückte als Adjutant des Generalstabschefs Theophil Sprecher in Bern ein. Lina A.-B. blieb vorerst in Wald.

Die Korrespondenz zwischen dem Ehepaar zu Beginn des Kriegs liegt mir nicht vor, wohl aber ein Brief der Schwester Linas, Emma C.-B. aus Bern, die am 2. August schrieb: «Ich möchte so gerne mit dir sprechen, und weiss doch nicht was, nur sollst du wissen, dass wir oft an dich denken, denn auch du wirst sehr niedergeschlagen sein. Ich hoffe ja immer noch, dass die Schweiz gut wegkomme, aber der Gedanke an das Elend, das drückt einem schon ganz darnieder.» Hansjakob sei soeben auf dem Weg zum Generalstab noch bei ihnen vorbeigekommen, im Nationalrat hätten sie Ulrich Wille als General gewählt «mit starker Opposition von den Welschen». Ihr Mann habe den Landsturm mit einem Verwandten abmarschieren sehen, sie hätten sich «gediegen» gemacht, «es ist gut, dass sie ein so schönes Beispiel gaben». Verschiedene Männer aus dem Verwandten- und Bekanntenkreis müssten jetzt einrücken. Die junge Mette von Graffenried in Deutschland tue ihr so leid, sie erwarte ein Kind und nun ziehe ihr Mann in den Krieg; auch um andere deutsche Bekannte ängstige sie sich sehr. In Bern gebe es «wahre Runs» auf die Spezereiläden.[8]

Emma C.-B. wollte ihre Bedrückung mit der Schwester teilen und ebenso ihre patriotischen Überzeugungen. Wie die Deutschschweizer Oberschicht allgemein positionierte sie sich schon in den ersten Kriegstagen als Angehörige des Bürgertums, das sich mit der Armee als Repräsentantin der Schweiz identifizierte und sich mit Deutschland solidarisierte. Das Mitgefühl mit einer nach Deutschland verheirateten Bekannten teilte sie ebenso mit zahlreichen Deutschschweizern jener Kreise, die in Deutschland Verwandte oder Bekannte hatten oder dort studiert und Ausbildungen gemacht hatten.

«Ragazia-Frauen» nannte sich ein Zirkel von Töchtern aus dem wohlhabenden Bürgertum, alle um 1890 geboren, die gemeinsam das Institut Jalta in Zürich besucht hatten. Zu den prominenten Absolventinnen gehörte kurz vor der Jahrhundertwende auch Renée Wille, die Tochter des späteren Generals.[9] Die «Ragazia-Frauen» tauschten sich in einem ständig zirkulierenden Album über ihre Lebensumstände aus. Dabei war auch die Fabrikantentochter Anni Elmer aus Wald.

Zum Kriegsausbruch finden sich im Album zwei Einträge. Leonie Zweifel aus dem thurgauischen Sirnach schrieb am 6. September 1914: «Herrgott, Kinder, ist das eine Zeit! Was für ein Jammer u. Elend, und aber auch viel Grosses und Schönes liegt in diesen Augustwochen! Die ganze Welt in Waffen! Dass wir das miterleben dürfen, gerade wir, das ist doch wunderbar, nicht? – Wenn man jetzt in Deutschland sein könnte! – Manchmal meine ich es nicht mehr aushalten zu können hier in dem engen, verlassenen Hinterthurgau.» Man komme sich so abgeschnitten von der Welt vor, wie gefangen. Von der Mobilisierung merke man hier nichts, auch von ihrer Familie habe niemand einrücken müssen; das tue ihr fast leid, «denn ich finde es so nett, wenn man für jemanden zu sorgen hat oder sie ein bisschen verwöhnen kann mit Zigarren oder – Guetzli!» Das «ganze Dorf» stricke «mit einer rührenden Begeisterung» Socken für die Soldaten, «die meinigen waren sicher ein Pfund schwer, und die Wolle so zart, dass man sich fast hätte die Finger dran zerbrechen können!»[10]

Leonie Zweifel war eine junge Frau ohne berufliche Ambitionen. Sie lebte nach der Internatszeit wie für höhere Töchter üblich zu Hause und wartete auf eine passende Heirat. Der Kriegsausbruch schlug wie ein Blitz in ihre Alltagsroutine ein, sie fühlte sich belebt und begeistert. Die Identifikation mit dem Krieg und mit Deutschland war total. Als unverheiratete junge Frau nahm sie die einrückenden Soldaten in erster Linie als junge Männer ihrer eigenen Kreise wahr, die jetzt frauliche Betreuung brauchten. Ohne ihren guten Ruf zu gefährden, erprobte sie auf dieser Bühne ihre künftige hausfraulich-sorgende Rolle. Das Stricken von Socken für die Soldaten gehörte jedoch nicht dazu. Von dieser Art dörflicher Solidarität distanzierte sie sich in selbstironischem Ton.

Tennis in Zürich – das blieb für «höhere Töchter» und Frauen aus Fabrikantenfamilien auch während des Kriegs eine attraktive Freizeitbeschäftigung. (Schweizerisches Nationalmuseum, LM-101085.38)

Ebenfalls im September 1914 trug Mathilde Stehli, verheiratete Bacci, aus Fiesole bei Florenz, ins Album ein: «Eigentlich war ich froh, letzte Woche zur Schweiz hinaus zu kommen. Man ist so aufgeregt und schwatzt so unsinnige Sachen. Hier ist alles viel ruhiger und die Leute sind auffallend vernünftig, wenngleich man ihnen ansieht, dass Ernstes sie beschäftigt. Man sieht allen und allem an, dass man gefasst ist auf den ‹Chlapf›.» Zudem sei sie jetzt glücklich verheiratet. «Diejenigen, die meiner Heirat mit schiefem Gesicht zusahen, sind rein gefallen, glänzend. Ich verstehe meinen Mann ausgezeichnet, er versteht mich, und wir vertyrannisieren uns das Leben nicht mit kleinlichen Alltagsscherereien.» Mit dem komplizierten Haushalt komme sie gut zurecht.

Mathilde Bacci-Stehli lobte die Stimmung in Italien als von männlichem Ernst geprägt. Im Gegensatz dazu wertete sie diejenige in der Schweiz ab, indem sie diese mit stereotypen Attributen des weiblichen Geschlechtscharakters verband. Ihre Identifikation mit Italien war emotional und politisch fundiert: Beim Abschied aus der Schweiz «haben mir alle adieu gesagt mit einem: ‹Hoffentlich bleibt Italien neutral› hintennach. Anstandshalber habe ich freundlich lächeln müssen dazu, in mir drin habe ich aber gesagt: ‹Hoffentlich nicht!› Denn diese Situation scheint mir für ein Land wie Italien nicht nur unprovitabel [sic], sondern geradezu feig. [...] In dieser Hinsicht hab ich für Deutschland, für das ich sonst in dem jetzigen Handel nicht sehr begeistert bin, eine wirkliche Achtung: es gründete sich immer auf das Soldatentum, gut, und jetzt ist's Soldat.» In ihrer positiven Identifikation mit dem Soldatentum als idealer Ausformung des männlichen Geschlechtscharakters wertete sie Aggressivität und Angriffslust als Gegenteil von Feigheit auf. Verbunden mit der bereits erwähnten Identifikation der Deutschschweizer Oberschicht mit den Krieg führenden Nationen Deutschland und Italien manifestierte sich eine extreme ideologische Zuspitzung schon am Kriegsbeginn.

In dieser Logik nahm Mathilde Bacci-Stehli einen expliziten Frauenstandpunkt ein: «Und nun genug mit der Politik, viel ausrichten können wir unnützen Frauenzimmer doch nicht damit! Es kommt einem nur so grad zuvorderst jetzt.»[11] Sie wertete durch ihre Identifikation mit dem männlichen Ideal des offensiven Helden die geschlechtsspezifischen Normen der passiven Weiblichkeit grundsätzlich ab. Zudem setzte sie die typisch «weiblichen» Reaktionen auf den Kriegsausbruch gleich mit den ebenso «weiblichen» Reaktionen missgünstiger Bekannter auf ihre Heirat. Von beidem distanzierte sie sich in abwertendem Ton.

Familiennetze im Kriegsalltag: Ausdehnung der Haushaltökonomie und des Familienzusammenhalts

1917 war aufgrund des Kriegsverlaufs klar, dass die Schweiz vom Krieg verschont und dass die Mittelmächte schliesslich besiegt würden. Wegen der zunehmenden Versorgungsschwierigkeiten und der massiven Teuerung ergriffen die Behörden ab

1916 auf Bundes- wie auf kantonaler und Gemeindeebene Massnahmen, welche die Bevölkerung mit Grundnahrungsmitteln versorgen sollten. Seit 1917 waren jedoch Mangel, Unterernährung und Hunger gesamtschweizerisch in breiten Bevölkerungskreisen spürbar.

Die kriegsbedingte Alltagsroutine in der dörflichen Mittelschicht von Dürnten war durch aussergewöhnliche Arbeitsleistungen von Frauen charakterisiert, deren Männer im Militär weilten. Sie bemühten sich mithilfe von verwandtschaftlichen und nachbarschaftlichen Netzen um die Beschaffung von Gütern des täglichen Bedarfs. Damals war der Fourier Alfred Y. in Altdorf stationiert. Inzwischen führte Rose Y. die Gemeindekanzlei routiniert, seit einiger Zeit übergab sie immer mehr Verantwortung an die Tochter Elsa. Sie warte seit einer Woche vergeblich auf seinen Brief, er befinde sich doch wohl? Ob er es immer noch so streng habe? Es folgten ein ausführlicher Bericht über Arztbesuche der kränkelnden Tochter Anna sowie Neuigkeiten aus der Verwandtschaft. «Was im Büro läuft, berichtet dir Elsa ja schon [...] während dem Schreiben plaudern wir immer», und so werde sie jeweils fast nicht fertig mit dem Briefschreiben an ihn. Während der Grippewelle im Oktober 1918 bestand Rose Y. darauf, dass ihre auf Verwandtenbesuch weilenden Töchter sofort nach Hause kommen sollten. Sie war der Überzeugung, «in solchen Zeiten sei es doch besser, wenn sich jedes da befinde, wo es hingehöre».[12]

Rose Y. fühlte sich ihrem Mann weiterhin verbunden. Gleichzeitig hatte sie ihren Alltag neu strukturiert. Der Beitrag zum gemeinsamen Lebensunterhalt hatte für Frauen der unteren Mittelschicht im beginnenden 20. Jahrhundert noch Tradition – und die Arbeit in der Kanzlei war für Rose Y. wie für ihre Tochter Elsa eine Chance, die sie der kriegsbedingten Abwesenheit des Amtsinhabers zu verdanken hatten. Der Stolz auf die gemeinsame Leistung stärkte die emotionale Verbundenheit zwischen Mutter und Tochter und relativierte das ehefrauliche Bedürfnis, sich ihren Ehemann im Briefschreiben zu vergegenwärtigen. Während der Grippezeit setzte sie sich im Familienverband als autonom handelnde Hausmutter durch.

Ihr Mann fasste seine Tätigkeit als Fourier immer als interessante Aufgabe auf. Die Sorge um die Verteidigung der Neutralität war kein Thema mehr. Bestärkt wurde seine positive Haltung durch die

Das Ehepaar Jacob und Anna Bidermann-Sulzer in ihrer Kutsche, Modell Mylord. Die Bidermanns lebten in Winterthur, besassen Fabriken in Wetzikon und Zwillikon und zählten zeitweilig zu den grossen Textilunternehmer der Schweiz. Jacob Bidermann diente im Ersten Weltkrieg als Kriegskommissär der 5. Division. Das Foto stammt aus den 1920er-Jahren. (Staatsarchiv des Kantons Zürich W I 89.358)

Zürcher Landsturmfüsilier und Pfadfinder 1914 in Bubikon. (Tanzbödeler, März 2012, S. 75)

Solidarität der Bevölkerung mit den Armeeangehörigen sowie durch seine Möglichkeiten, etwas zur Versorgung der Familie beizutragen. Das vielseitige Treiben in der nahe gelegenen Munitionsfabrik, welche die Mannschaft zu bewachen hatte, wirkte in seinen Augen ebenfalls als Ermutigung. Der Betrieb war ein grosser Arbeitgeber für Frauen wie für Männer und versorgte die Schweizer Armee mit Munition. Der Kontakt zu den mit ihm Dienst leistenden Offizieren, in der Regel Angehörigen der Bildungsbürger- und Oberschicht, wurde auch emotional positiv erlebt, solange dieser sich auf das Büro, auf die Aktivitäten für den gemeinsamen Wehrdienst beschränkte. In der Freizeit hingegen empfand er die unterschiedlichen Umgangsformen und sozialen Normen als Hindernis, er identifizierte sich nicht mit der «Männer-Öffentlichkeit» der Offiziere, die während des Kriegs ihre Netzwerke errichteten, die später enorme Wirksamkeit entfalten sollten. Umgekehrt verband er mit Freizeit Familienaktivitäten; er pflegte positive Erinnerungen an gemeinsame Familienferien in Altdorf, wo er nun Dienst leistete.

Während die Tochter Elsa Y. immer mehr Pflichten im Büro übernahm, zog die jüngere Tochter Anna im Frühling 1918 nach Lausanne, um dort ihr Welschlandjahr zu absolvieren. Sie arbeitete und wohnte in einem Töchterpensionat und nahm zusammen mit einer ebenfalls im Welschlandjahr weilenden Dürntner Freundin Französischstunden. Anna Y. grenzte sich stereotyp von den «Welschen» ab: «Das sind sonst Modefrätzchen die welschen Damen, hui! Man sieht da so Dämchen, noch fast Kinder, die auch schon gepudert sind und alle haben so prachtvolle Locken! [...] unsere Dürntnerkleider gefallen mir viel besser.» Diese Identifikation mit dem Vorbild der einfach und solid gekleideten Deutschschweizer Frauen in Konfrontation mit den sich in ihren Augen als anzügliche Luxusweibchen gerierenden welschen Frauen teilte Anna Y. damals mit zahlreichen jungen Frauen, die ihr traditionelles Welschlandjahr absolvierten.[13] Die Alltagsbewältigung, zentral die Beschaffung von Lebensmitteln, wurde nun gemeinsam gemanagt. Offenbar waren gewisse Produkte in Lausanne leichter erhältlich. Anna schickte Schokolade, Reis, Makkaroni, Mehl und Hörnli, die Mutter sandte Äpfel und Gemüse. Dies geschah unter Bedingungen der Reziprozität; Anna Y. und ihre welschen Lehrerinnen und Rose Y. in Dürnten bestellten und bezahlten die benötigten Lebensmittel im gegenseitigen Austausch. In den grossen Korb mit Äpfeln – extra billig von einem Bekannten aus Dürnten – legte Rose Y. im Herbst auch Annas warme Unterwäsche, die sie in der kälteren Jahreszeit benötigte.[14] Anna fühlte sich trotz ihrer anfänglichen Abgrenzung gegenüber den «Dämchen» im Welschland gut aufgehoben, und der Familienalltag hatte bezüglich materiellem wie emotionalem Austausch ein neues Gleichgewicht gefunden.

Kriegsalltag der gesellschaftlichen Eliten: Intensivierung der privaten und politischen Vernetzungen

Lina und Hansjakob A.-B. aus Wald telefonierten häufig – ein Telefon war um diese Zeit noch absoluter Luxus –, und er schrieb nicht mehr oft. Auch wohnte Lina A.-B. zeitweise mit den nicht schulpflichtigen Kindern in Bern bei ihren Verwandten. Aus Wald schrieb sie im Juni 1915: «Ob die Feldpost wieder nicht richtig funktioniert oder ob du noch nie Zeit fandest uns ein Lebenszeichen zu senden?» Folgendes habe sie gestern am Telefon mitzuteilen vergessen: die Krankheit seines Onkels in Wald verschlimmere sich laufend, der Sohn eines Mitarbeiters habe gegen den Willen des Vaters die Matura machen wollen, und nun lasse der Mitarbeiter ihm mitteilen, dass er nunmehr einverstanden sei. Die Sitzung bezüglich der Errichtung einer Kanalisationsleitung in die Fabrik finde morgen statt.[15]

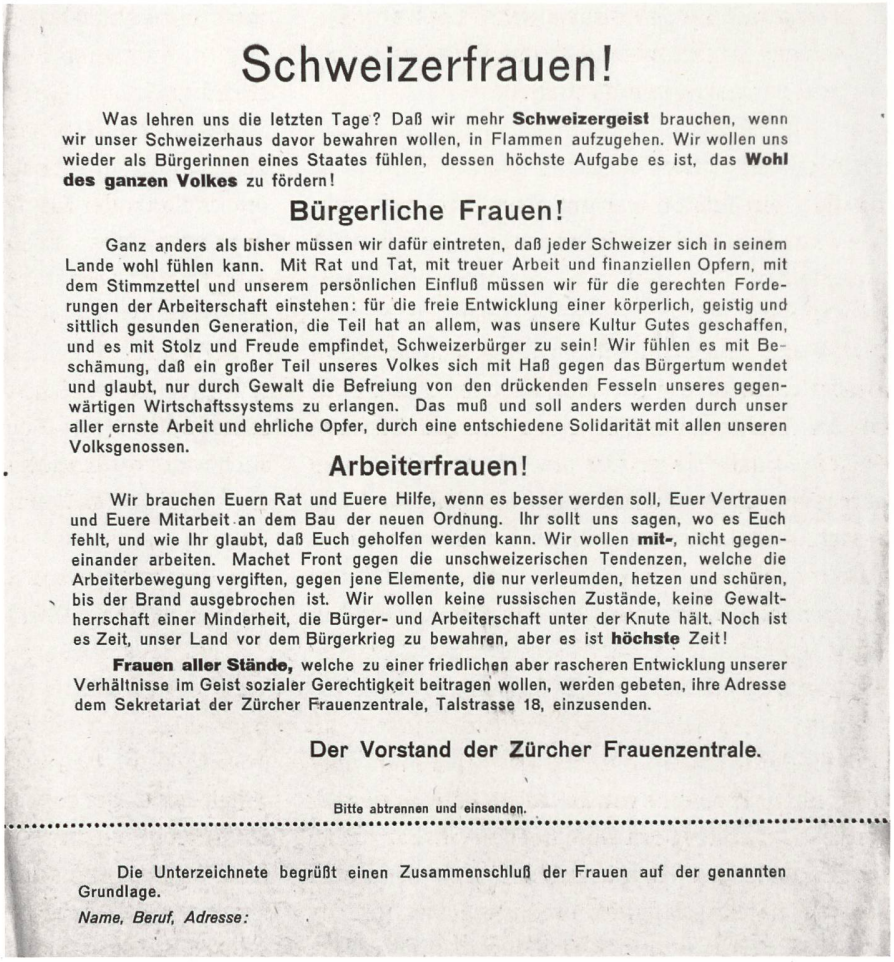
Viel Raum nahmen neben den Berichten über persönliche Probleme von Bekannten und Verwandten in Wald und in Bern die Kinder ein, ihre Sprüche, ihre Erlebnisse und ihre Krankheiten. 1918 widmete sie sich ausführlich der Planung von Ferien mit der Familie ihrer Schwester. Zudem ging der briefliche Austausch mit den deutschen Verwandten weiter. Hansjakob A.-B. erhielt im April 1915 einen Brief aus Wandsbek von seiner verheirateten Schwester, die ihm für das Geld dankte, das er aufgrund der guten Konjunktur in der Textilindustrie allen Schwestern ausbezahlt hatte. Danach schilderte sie die Stimmung in ihrem eigenen Umfeld im Krieg führenden Deutschland: «Man sieht mächtig viel schaffen, jedes freie Stück Wiesenland wird zum Gemüse- und Kartoffelanbau benutzt. Alle auch am Sonntag, es sieht oft recht lustig aus, wenn einer so in weisser Weste, Cut-away und Manschetten sein Stück Land bestellt, [...] ausgiebigste Gespräche unter Leuten, die niemals zusammen verkehren würden. Jetzt ist das Volk aber eins und alle haben nur den einen Wunsch, den der Selbsterhaltung.»[16]

Informationen über den Erwerb oder Austausch von Lebensmitteln finden sich nur wenige. Anfänglich versorgte Lina A.-B. ihren Mann noch mit Tipps über Geschäfte in Bern, wo er sich günstig Zeitungen und Zigarren kaufen könne. Beziehungspflege mit ihrer grossen Herkunftsfamilie und derjenigen des Manns, mit Bekannten und Freunden, Informationsvermittlung hin und her – das alles gehörte zu den traditionellen Pflichten von Frauen. Entsprechend sah Lina A.-B. ihre spezifische Aufgabe in der Pflege persönlicher Beziehungen zu den wirtschaftlichen und politischen Eliten in Wald. Die Angestellten im Kader der Fabrik, deren familiäre und berufliche Ambitionen sie kennen und ihrem Mann zur Kenntnis bringen musste, gehörten zur dörflichen Elite; die weitverzweigte Walder Verwandtschaft zur Oberschicht, die mit den entsprechenden Kreisen ihres Herkunftsorts Bern in engem Austausch stand. Sowohl als Angehörige der Oberschicht wie auch in Identifikation mit ihrer Frauenrolle erkundigte sich Bertha Spoerry beispielsweise bei ihrem Mann, ob sich sein Vorgesetzter Theophil Sprecher von Bernegg gesundheitlich wieder besser fühle, und schickte ihm Grüsse.[17]

Lina A.-B. äusserte sich nur einmal, und nur auf Anregung ihres Manns hin, explizit zur politischen Lage. Sie schrieb 1915: «Dein gestriger Brief machte mir grosse Freude, selbstverständlich gehen die Gedanken neben der Arbeit her und beschäftigen sich mit Gegenwart und Zukunft, die für die ganze Menschheit nicht vorauszusehen ist. Einesteils wäre es ja gut, wenn die entscheidenden Schläge bald fielen, es muss ja doch dazu kommen, auch wenn es noch Jahre dauern würde. Ich habe diese Woche wieder gespannt auf jede Zeitung gegriffen, das arme Serbien, wie lange mag es sich noch wehren; sein Untergang ist rühmlicher, wenn es gegen die Feinde ausgeschlagen wird, als wenn es von Verbündeten zu Compensations-Zwecken aufgeteilt wird; das Sichergeben eines ganzen Staates hat etwas Furchtbares für mein Empfinden; wie wenig ich sonst sympathisiere mit den Serben, sie dauern mich doch und doch wünschte ich sehr, die Deutschen könnten die Türken unterstützen, weil dort die Dardanellen-Frage eine ausschlaggebende werden könnte. Doch genug Krieg, du weisst ja doch alles viel besser.»[18]

Lina A.-B. eignete sich die generellen Ansichten der Deutschschweizer Oberschicht an. Sie identifizierte sich mit der Armee als Ausdruck nationaler Identität, mit männlich-militärischen Kategorien wie Sieg, Ehre, Stolz und ruhmreicher Niederlage. Ebenso selbstverständlich teilte sie die in ihren Kreisen grosse Sympathie für Deutschland. Bei all dieser ideologischen Gemeinsamkeit identifizierte sie sich auch mit ihrer Frauenrolle. So erlebte sie

Appell der Zürcher Frauenzentrale an die «Schweizerfrauen» im Nachgang zum Generalstreik 1918. (Staatsarchiv des Kantons Zürich M 1f.2)



Schweizerfrauen!

Was lehren uns die letzten Tage? Daß wir mehr **Schweizergeist** brauchen, wenn wir unser Schweizerhaus davor bewahren wollen, in Flammen aufzugehen. Wir wollen uns wieder als Bürgerinnen eines Staates fühlen, dessen höchste Aufgabe es ist, das **Wohl des ganzen Volkes** zu fördern!

Bürgerliche Frauen!

Ganz anders als bisher müssen wir dafür eintreten, daß jeder Schweizer sich in seinem Lande wohl fühlen kann. Mit Rat und Tat, mit treuer Arbeit und finanziellen Opfern, mit dem Stimmzettel und unserem persönlichen Einfluß müssen wir für die gerechten Forderungen der Arbeiterschaft einstehen: für die freie Entwicklung einer körperlich, geistig und sittlich gesunden Generation, die Teil hat an allem, was unsere Kultur Gutes geschaffen, und es mit Stolz und Freude empfindet, Schweizerbürger zu sein! Wir fühlen es mit Beschämung, daß ein großer Teil unseres Volkes sich mit Haß gegen das Bürgertum wendet und glaubt, nur durch Gewalt die Befreiung von den drückenden Fesseln unseres gegenwärtigen Wirtschaftssystems zu erlangen. Das muß und soll anders werden durch unser aller ernste Arbeit und ehrliche Opfer, durch eine entschiedene Solidarität mit allen unseren Volksgenossen.

Arbeiterfrauen!

Wir brauchen Euern Rat und Euere Hilfe, wenn es besser werden soll, Euer Vertrauen und Euere Mitarbeit an dem Bau der neuen Ordnung. Ihr sollt uns sagen, wo es Euch fehlt, und wie Ihr glaubt, daß Euch geholfen werden kann. Wir wollen **mit-**, nicht gegeneinander arbeiten. Machet Front gegen die unschweizerischen Tendenzen, welche die Arbeiterbewegung vergiften, gegen jene Elemente, die nur verleumden, hetzen und schüren, bis der Brand ausgebrochen ist. Wir wollen keine russischen Zustände, keine Gewaltherrschaft einer Minderheit, die Bürger- und Arbeiterschaft unter der Knute hält. Noch ist es Zeit, unser Land vor dem Bürgerkrieg zu bewahren, aber es ist **höchste** Zeit!

Frauen aller Stände, welche zu einer friedlichen aber rascheren Entwicklung unserer Verhältnisse im Geist sozialer Gerechtigkeit beitragen wollen, werden gebeten, ihre Adresse dem Sekretariat der Zürcher Frauenzentrale, Talstrasse 18, einzusenden.

Der Vorstand der Zürcher Frauenzentrale.

Bitte abtrennen und einsenden.

Die Unterzeichnete begrüßt einen Zusammenschluß der Frauen auf der genannten Grundlage.

Name, Beruf, Adresse:

den Krieg indirekt am Schicksal ihrer deutschen Verwandten und Freunde; ihnen galt ihr frauliches Mitgefühl. Ihre Identifikation mit dem männlichen und die Abwertung des weiblichen Geschlechtscharakters liess in der Tonalität auch unterschwellige Aggression erahnen, wenn sie sich ihrem Ehemann mit der Bemerkung unterwarf, er wisse ja sowieso alles besser.

Hansjakob A.-B. seinerseits war überzeugter Offizier und später Kommandant eines Landsturmregiments. Gleichzeitig hatte er in Wald als Fabrikbesitzer zu fungieren und trug die Verantwortung für die Angestellten und Arbeiterinnen seiner Webereien und Spinnereien. Seit dem Kriegsbeginn zeigte er sich als relativ grosszügiger Patriarch. Die Firma verkaufte seit 1915 der Arbeiterschaft Kartoffeln und Brennmaterial zu günstigen Preisen und stellte die Dampföfen zum Dörren von Früchten und Gemüse zur Verfügung. Mit zunehmender Not zahlte Hansjakob A.-B. seit 1917 den langjährigen Arbeiterinnen und Arbeitern hohe Sonderprämien aus; diese revanchierten sich 1918 zum Firmenjubiläum mit einer goldenen Uhr für ihren Patron. In der Nachkriegszeit, als sich das Bürgertum neu formierte, engagierte er sich an vorderster Front für die Interessen der Textilindustrie. Auf Bundesebene wie auf Verbandsebene kämpfte er um arbeitgeberfreundliche Bedingungen.

1922 fasste Hansjakob A.-B. seine Schriften und Eingaben zu einem Konvolut zusammen und schenkte dieses seiner Frau. «Diese Blätter, in welchen ich in den Jahren 1914–1919 politische, wirtschaftliche und soziale Fragen erörterte, die mich tief beschäftigten und bewegten. [sic] Darin werden nicht nur Erinnerungen zurückgerufen, die sonst verblassen würden, sondern sie spiegeln vor allem mein Fühlen und Denken und meine Stellungnahme zu Fragen jener Zeit, die mein Innerstes aufwühlten. Es ist somit ein Stück eigenen Lebens und Erlebens in diesen Blättern. Darum möchte ich sie Dir, meinem lieben Fraueli geben, als Weihnachtsgabe.»[19]

Hansjakob A.-B. identifizierte sich mit den Anliegen der Textilindustriellen, sein Engagement als Lobbyist war hoch emotional. Diese Gefühlslage brachte er mit seinem Weihnachtsgeschenk in den geschlechtsspezifisch geprägten familiären Raum ein. Er adressierte seine Frau einerseits als Angehörige einer Fabrikantenfamilie, mit der er die Werte und Diskurse der Oberschicht teilte, anderseits sprach er sie als intime Vertraute an, welcher er als Einziger sein «Innerstes» zeigte – wobei sein «Fraueli» sachlich nicht alles verstehe und verstehen müsse.

Die jungen Frauen des «Ragazia»-Zirkels korrespondierten lediglich bis zum Mai 1916. Alma Bacci-Stehli in Italien schickten sie das Buch nicht mehr. Anni Elmer, die Tochter des Fabrikanten Friedrich Elmer-Honegger aus Wald, heiratete 1914 Jacob Schaufelberger, den Geschäftspartner von Hansjakob A.-B. Anny Schaufelberger und Lina A.-B. verkehrten in Wald gesellschaftlich miteinander.[20] Der junge Ehemann musste als Kriegsuntauglicher nicht einrücken. Anny Schaufelberger-Elmer schrieb im Juni 1915, sie hätten aufgrund der Kriegszeiten «nicht die vielerlei Abwechslungen von den letzten Jahren» genossen, aber das «alte, schöne Familienleben mit Eltern und Brüdern» habe durch ihre Heirat nichts eingebüsst. Das Kochen sei nicht so schwierig, sie habe ein gutes Dienstmädchen. «Das schönste ist und bleiben die Stunden, wo ich meinen Jacob vom Bureau erwarten darf.» Gemeinsam sässen sie auf dem Balkon, beim Lesen oder Politisieren, pflegten die Setzlinge im neu angelegten Garten. Das Büro ist «fast unser liebstes Zimmer [...]. Jacob muss abends noch öfters zu Haus arbeiten und da fühle ich mich ganz glücklich neben seinem Schreibtisch an meinem Nähtischchen sitzen zu dürfen und ihn in meiner unmittelbaren Nähe zu wissen. Er wird mir natürlich nicht böse, wenn ich ihn schon hie und da mit einer Frage oder kleinen Plauderei an seiner Arbeit unterbreche.»

In einem weiteren Eintrag vom Mai 1916 berichtete sie von der Geburt ihrer Tochter vor zwei Monaten, dieses «Hauptereignis» dominiere nun das Familienleben. Nun müsse jedoch auch Jacob einrücken, «den ich während des schrecklichen Kriegs für sicher zu Haus zu haben glaubte. Nun soll es mir auch nicht besser gehen, als all den andern Ehefrauen! Wie wird's überhaupt noch mit uns Schweizern kommen; die Aussichten in Bern oben sind wohl nicht die günstigsten, sonst würden sie gewiss nicht noch mehr Männer einberufen? Es geht langsam, aber immer mehr bergab.»[21]

Anny Schaufelberger-Elmer lebte seit der Heirat im Sommer 1914 gemeinsam mit ihrem jungen Ehemann in Wald, umgeben von ihrer zahlreichen Herkunftsfamilie und der neuen Verwandtschaft, in einer grossen Villa. Ihr Alltag blieb, wie in der Oberschicht üblich, ohne grössere materielle oder Versorgungsprobleme der Verwandtschafts- und Bekanntschaftspflege gewidmet. Sie identifizierte sich voll mit der neuen Rolle als Ehefrau eines begüterten Manns und später als Mutter eines Kleinkinds. Ihre traditionelle Inszenierung der Geschlechterverhältnisse zeigte interessante Facetten: die Ehefrau, die ihrem Mann durch die Inszenierung von Fraulichkeit am Nähtischchen emotional eine komplementäre Stütze bot, entsprach der Norm in ihren Kreisen. Als eher unkonventionell erwies sich ihr Anspruch, ihrem Mann zu Hause Sicherheit zu bieten. Anny Schaufelberger-Elmer schuf einen Frauenraum, der ihren Mann vor den Gefahren der Aussenwelt schützen sollte. Die nachträgliche Mobilmachung interpretierte sie als Bedrohung ihrer Stellung als Beschützerin. Dieser Verlust setzte sie in ihren Augen bezüglich Machtlosigkeit «allen anderen Ehefrauen» gleich. In diesem Sinn identifizierte sie sich, im Gegensatz zu den meisten Frauen ihrer Kreise, nicht mit männlichen Attributen wie Kampfgeist, Wehrhaftigkeit und Heldentum. Im Gegenteil, sie interpretierte den Verlust ihrer ehefraulichen Macht als Symptom des Niedergangs der Schweiz in den Kriegswirren.

Elsa Buol aus Davos schrieb im August 1915, sie sei sehr krank gewesen, dem Tod nahe. «Jedesmal wenn mir eine Schwester eine Erfrischung gab in der Nacht, musste ich an Tausende denken, die im Schützengraben danach vergebens schmachteten.» Sie wolle ihren Freundinnen keine Predigt halten, aber in ernsten Zeiten gebe es eben ernste Gedanken. Sie, die Frauen des «Ragazia»-Zirkels, gehörten sowieso «zu den weitaus glücklichsten Menschen unter vielen Millionen». Nun sei sie wieder gesund, ihre Arbeit als Kindergärtnerin habe sie auf Wunsch der Mutter aufgegeben, was ihr nicht leichtgefallen sei. Aber nun habe sie im Haushalt und als Tante genug zu tun. Zudem gebe es gerade jetzt genug andere Pflichten, «genug Arbeit für Herz und Hand».[22]

Auch Elsa Buols Alltag war derjenige einer höheren Tochter ohne materielle Sorgen. Ihren Beruf als Kindergärtnerin hatte sie aufgegeben, sie war mit Haushalt und familiären Aufgaben beschäftigt bis zur erhofften Heirat. Aufgrund ihrer persönlichen Erfahrungen während der schweren Krankheit identifizierte sie sich mit den Leiden verletzter Soldaten aller Fronten. Als Einzige unter den «Ragazia-Frauen» sprach sie die Verschonung der Schweizer Bevölkerung von Schmerz, Leiden und Sterben an. Von diesen «ernsten Gedanken» fühlte sie sich tief bewegt und voller Dankbarkeit. Sie verortete sich als Frau, als Schweizerin und als Angehörige materiell gut gestellter Kreise und drückte im gemeinnützigen Engagement ihrer Dankbarkeit für die Verschonung von Kriegsleid Ausdruck aus.

Alma Sallmann berichtete im April 1916 aus Altnau am Bodensee, sie habe vergangenes Jahr noch fleissig studiert, nun aber ihr Studium wegen «Katarrh und Überarbeitung» unterbrochen. Sie sei mit ihrer Familie und einer Freundin drei Wochen im Tessin gewesen. «Bekanntlich ist der Südfuss unserer Alpen mit Soldaten übersät. Sie drücken der ganzen Gegend den Stempel auf, nicht am wenigsten in und um Locarno. Die haben uns beschützt und unterhalten und dürfen zu ihren andern Verdiensten getrost auch das hinzufügen, dass sie uns lustige Stunden verschafft haben. Wir sind ganz ins Feuer geraten, haben ihre Manöver mit Kennerblick verfolgt und sie wie Marketenderinnen mit Fruchtbonbons und Apfelsinen versorgt [...]. Am schneidigsten ging es noch zu beim Rückmarsch zur Entlassung. Da fand in Locarno selbst ein mächtiges Gefecht statt. [...] die Piazza Grande im Maschinengewehr- und Kanonenfeuer. Es war ein Krachen und Knattern, dass das ganze Städtchen zusammengeschossen sein könnte und Gefangene gab es en gros.»[23]

1916 war die Überzeugung allgemein, dass die Schweizer Neutralität gewahrt werden könne. Alma Sallmann, höhere Tochter und pausierende Universitätsstudentin, betrachtete die Armeemanöver als Bühne, auf welcher junge Damen und Offiziere flirteten und wo sich passende Heiraten anbahnen liessen. Die jungen Offiziere inszenierten ihre Männlichkeit mit Kanonendonner und schneidiger Haltung, die jungen Damen ihre Weiblichkeit mit amüsiertem Gelächter und süssen Geschenken für die Helden.

Alltagsleben wie Alltagserleben der kleinbürgerlichen Beamtenfamilie aus Dürnten unterschieden sich grundlegend von demjenigen der Oberschicht in Wald. Zentral war für die Familie Y. in Dürnten die Zusammenarbeit, der Austausch von Arbeitsleistungen, Lebensmitteln und Heizvorräten in verschiedenen Konstellationen. Rose Y. und ihre Tochter Elsa verdienten nun Geld und fungierten als Familienernährerinnen. Einbezogen wurden auch das Familienoberhaupt im Militärdienst und die Tochter im Welschlandjahr samt ihrem Umfeld. Trotz Teuerung und Rationierung litten sie keinen Hunger. Emotional wurde der Familienzusammenhalt in den wechselnden Rollenteilungen positiv erlebt; die Kriegsjahre stärkten das gegenseitige Vertrauen in die Verlässlichkeit und Tragfähigkeit der familialen und verwandtschaftlichen Netze. Identität stiftete zudem der Wille zur Verteidigung der schweizerischen Neutralität, der in den Augen der Familie Frauen und Männer verschiedener Schichten und aus allen Landesteilen einte.

In der Oberschicht der Walder Industriellen waren hingegen gemeinsame Aktivitäten für den materiellen Lebensunterhalt und diesbezügliche Rollenflexibilität kein Thema. Aufgrund ihres Selbstverständnisses als Patron unterstützten einige Fabrikbesitzerfamilien die eigene Arbeiterschaft und ihre Angehörigen relativ grosszügig. Das Verhältnis zur Armee und zu Deutschland war schicht- und geschlechtsspezifisch differenziert. Auf der Männerseite wurde die Armee aus der Sicht von Deutschschweizer Offizieren wahrgenommen, die einflussreiche und verantwortungsvolle Positionen bekleideten. Die Frauenseite nahm die Optik von Damen ein, die auf die Offiziere ihres Verwandtschafts- und Bekanntennetzes in der Schweiz wie in Deutschland und Italien stolz waren und sich auch um sie sorgten. Darüber hinaus galten Offiziere für unverheiratete junge Frauen dieser Kreise als Heiratskandidaten, die Armee als diesbezügliche Attraktion.

Anmerkungen

1 Spoerry, Heinrich: Die Baumwollindustrie von Wald, Wald 1935.
2 Meine Ausführungen beruhen auf der Auswertung unedierter Briefwechsel und Tagebücher. Vgl. Joris, Elisabeth / Witzig, Heidi: Brave Frauen – aufmüpfige Weiber. Wie sich die Industrialisierung auf Alltag und Lebenszusammenhänge von Frauen auswirkte, 1820–1940, Zürich 1992.
3 Nachlass Rose Y. (Privatarchiv), Dürnten, 3. und 4. 8. 1914.
4 Nachlass Rose Y. (Privatarchiv), Chur, 2., 3. und 6. 8. 1914.
5 Nachlass Rose Y. (Privatarchiv), Dürnten, 12. und 15. 8. 1914.
6 Nachlass Rose Y. (Privatarchiv), Chur, 14. und 15. 8. 1914.
7 Zum bürgerlichen Milieu vgl. Tanner, Albert: Arbeitsame Patrioten – wohlanständige Damen. Bürgertum und Bürgerlichkeit in der Schweiz 1830–1914, Zürich 1995.
8 Nachlass Lina A.-B. (Privatarchiv), Bern, 2. 8. 1914.
9 Schwarzenbach, Alexis: Die Geborene. Renée Schwarzenbach-Wille und ihre Familie, Zürich 2004, S. 23, 29; Blosser, Ursula / Gerster, Franziska: Töchter der Guten Gesellschaft. Frauenrolle und Mädchenerziehung im schweizerischen Grossbürgertum um 1900, Zürich 1985.
10 Nachlass Adele Honegger-Sonderegger (Privatarchiv), Ragaziabuch, Sirnach, 6. 9. 1914.
11 Nachlass Adele Honegger-Sonderegger (Privatarchiv), Ragaziabuch, Fiesole, September 1914.
12 Nachlass Rose Y. (Privatarchiv), Dürnten, 21. 2. 1917 und 16. 10. 1918.
13 Vgl. Gyr, Ueli: Lektion fürs Leben. Welschlandaufenthalte als traditionelle Bildungs-, Erziehungs- und Übergangsmuster, Zürich 1989.
14 Nachlass Rose Y. (Privatarchiv), Lausanne, 5. und 11. 4. 1917, Dürnten, 13. 8. und 16. 10. 1918.
15 Nachlass Lina A.-B. (Privatarchiv), Wald, 23. 6. 1915.
16 Nachlass Lina A.-B. (Privatarchiv), Wandsbek, 13. 4. 1915.
17 Nachlass Lina A.-B. (Privatarchiv), Wald, 28. 8. 1915.
18 Nachlass Lina A.-B. (Privatarchiv), Wald, 25. 9. 1915.
19 Nachlass Lina A.-B. (Privatarchiv), Wald, Weihnachten 1922.
20 Ausführlich zu den Netzwerken vgl. Joris/Witzig, Brave Frauen (wie Anm. 2), S. 177.
21 Nachlass Adele Honegger-Sonderegger (Privatarchiv), Ragaziabuch, Wald, 19. 6. 1915 und 29. 5. 1916.
22 Nachlass Adele Honegger-Sonderegger (Privatarchiv), Ragaziabuch, Davos, 30. 8. 1915.
23 Nachlass Adele Honegger-Sonderegger (Privatarchiv), Ragaziabuch, Altnau, 19. 4. 1916.